

Frankfurter Buchmesse Der St. Ingberter Autor Martin Bettinger hat Neuseeland, diesjähriges Gastland der Buchmesse, auf ganz eigene Art und Weise kennengelernt – wir haben mit ihm gesprochen. Außerdem: das neue Buch von Anthony McCarten und weitere Berichte von der Messe.

Konferenz zum multimedialen Erzählen

Technik verändert die Art, wie Geschichten transportiert werden – nicht aber ihren künstlerischen Kern. So lautet die Botschaft der Konferenz StoryDrive, die auf der Buchmesse Autoren, Filmemacher und Entwickler von Computerspielen zusammenbringt.

Text, Film, Musik und Computerspiel verschmelzen zu neuen digitalen Erzählungen – im Zentrum aber bleibt der Zauber einer guten Geschichte. So lautet die Botschaft der Konferenz StoryDrive, mit der die Frankfurter Buchmesse die literarischen Möglichkeiten der Zukunft ausloten will. „Technologie eröffnet viele neue Zugänge zur Literatur, wird sie aber im besten Fall überhaupt nicht verändern“, sagte der Schriftsteller und Konferenzmoderator Marek Walton gestern.

Auch die digital getriebene Literatur der Zukunft brauche gute Geschichten, die ihr Publikum emotional berührten, forderte der Schriftsteller Jonathan Gottschall im Eröffnungsvortrag. Als neue Art des Geschichtenerzählens stellte Guido Alt von Sony Computer Entertainment Europe das Konzept des „Wonderbooks“ vor, das ein gedrucktes Buch mit der Spielkonsole PlayStation 3 verbindet. Hier werden Motive aus dem Buch von einer Kamera erkannt, womit auf dem Bildschirm passende Film- und Spielszenen dargestellt werden. Den Anfang macht im November „Das Buch der Zaubersprüche“ mit Themen aus „Harry-Potter“.

Auch die großen Hollywood-Studios denken darüber nach, wie sie die auf 90 Minuten begrenzte Kinofilm-Erfahrung verlängern lässt. Die bisherigen Merchandising-Produkte zu Kinofilmen seien nur der Anfang, sagte Bruno Schwobthaler vom Filmstudio Warner Bros. Bereits bei Beginn der Filmproduktion werde eine Strategie entwickelt, wie bestimmte Motive aus dem Film in anderen Produkten weiterentwickelt werden könnten.

Die zweitägige Konferenz mit anschließendem Festival will Kreativität und Manager aus allen Branchen zusammenbringen, die digitale Inhalte erstellen – von Verlagen über Film und Fernsehen, Computerspiele bis zu mobilen Anwendungen. In den Vorträgen und Diskussionen geht es um neue Wege des „Storytellings“, also des Erzählens von Geschichten. Unter dem Schlagwort „Transmedia“ werden Medien so miteinander verknüpft, dass sich die Lese-, Hör-, Seh- und sonstigen Erfahrungen ergänzen. *dpa*

Über Jahre hinweg verbrachte der Autor Martin Bettinger die Wintermonate in einer Aussteigerbucht in Neuseeland. In seinem neuen Kurzgeschichten-Band „Wo der Tag beginnt“ erzählt der 55-jährige St. Ingberter mal lakonisch trocken, mal poetisch von skurrilen Begegnungen, der Last der Glückssuche und grandiosen Naturerlebnissen. **SZ-Redakteur Johannes Kloth sprach mit ihm.**

Harald Schmidt wollte nach seinem vorübergehenden TV-Aufstieg vor einigen Jahren nach Neuseeland auswandern. Die Vorstellung, in einer „Kopie des Englands der 50er-Jahre“ zu leben, habe ihn dann aber abgehalten, erzählte er. Was ist dran an dem Vergleich?

Bettinger: Die meisten Europäer, die ich in Neuseeland getroffen habe, sind dort an Schaltstellen ihres Lebens hingereist, nach dem Abitur, nach einer Trennung, nach einem Jobverlust. Sie wollten am anderen Ende der Welt Distanz zu ihrem bisherigen Leben gewinnen. Niemand reist nach Neuseeland, um Kultur zu finden,



Martin Bettinger

eher um der Kultur, dem Übermaß an Information, zu entkommen. Vielleicht hofft man auch, in der dortigen Natur seine eigene Natürlichkeit wieder zu finden. Wer bin ich, wenn ich die gewohnten Rollen und Zwänge weit hinter mir lasse? Mit dem England der 50er-Jahre meinte Schmidt vermutlich die Mentalität der Kiwis. Landschaftlich ist das Land ein grandioser Mix aus den besten Teilen Europas.

Neuseeland ist warm, zivilisiert, man spricht dort Englisch. Es gibt kontrastreichere und unkomfortablere Länder, um Abstand von Deutschland zu gewinnen, oder?

Bettinger: Ja. Neuseeland ist auch ein Land der Harmlosigkeit. Es gibt kaum Kriminalität, keine gefährlichen Tiere, das Wappentier ist bezeichnenderweise ein Vogel, der mangels Feinden das Fliegen verlernt hat – der Kiwi.

Sie verbrachten über Jahre hinweg die Winter in der Golden Bay, einer Art Aussteigerbucht in Neuseeland. Ihre Beobachtungen haben Sie nun in Kurzgeschichten-Form veröffentlicht. Wer ist Ihnen in der Golden Bay begegnet?

Bettinger: Ich lebte dort in einer Holzhütte inmitten skurriler, ungewöhnlicher Menschen. Die

„Niemand will dort Kultur finden“

Ein Gespräch mit dem saarländischen Autor Martin Bettinger über Neuseeland



„Suchst du Neuseeland, vergiss seine Schönheit“, schreibt Bettinger. Angezogen hat ihn die Golden Bay (hier im Foto) dennoch. FOTO: DPA

meisten sind Ausländer, die in der Hoffnung herkommen, ein besseres Leben zu führen. Der Versuch, ein Paradies zu gründen, führt natürlich regelmäßig zu herrlichen Abstürzen. Die verbreitete Heilssuche und Ich-Bezogenheit ist mir allerdings oft auf die Nerven gegangen. Ich musste dann raus aus der Bucht und mich zwischen Erntehelfern und Bergsteigern erholen.

Die Episoden in Ihrem Buch vermitteln den Eindruck, das Leben in der Golden Bay spiele sich ab zwi-

schen Beach, Rugby und Sex.

Bettinger: Kein Ort auf der Welt, sagen die Bewohner, gibt dem Menschen so viel Energie. Die Landschaft lädt einen tatsächlich auf, aber dass viele so ausgerollt sind, hat auch einen anderen Grund: Sie halten sich mit der Arbeit zurück. Lauter Sänger und Seher. Das Problem ist, dass die Heilssuche schnell in ihr Gegenteil führt. Man wird krank, zumindest hypochondrisch, vor lauter Gesundeinwillen. Zurück in Deutschland war ich immer wieder froh, mit handfesten Leu-

ten und Problemen außerhalb des eigene Ichs zu tun zu haben.

In einer Geschichte versuchen Sie – im Whirlpool sitzend – in einem reichen neuseeländischen Rentner mit Flatulenzproblemen kulturelles Wissen beizubringen. Von Goethe hatte der bislang nichts gehört. Welchen Stellenwert hat Kultur für Neuseeländer?

Bettinger: Es ist eine Gesellschaft, die sich nach Kultur sehnt. Viele Neuseeländer bedauern, dass ihr Land keine lange Geschichte hat. Fast jeder junge Neuseeländer will nach Europa, um in den Ländern seiner Vorfahren Kultur, Geschichte und Architektur zu erleben.

Seit ein paar Jahren stellt Neuseeland die Tradition der indigenen Bevölkerung, der Maori, in den Vordergrund. Woher kommt das Besinnen auf die Wurzeln?

Bettinger: Ich denke, der Umgang der Einwanderer mit den Maori beruht vor allem auf schlechtem Gewissen. Daher bemüht man sich, sie zu unterstützen, wo immer es geht. Es ist wie mit den Indianern in den USA. Das Thema wird als Folklore touristisch genutzt. Dass es die Zukunft der neuseeländischen Identität sein wird, glaube ich nicht.

Neuseeland ist dieses Jahr Gastland bei der Frankfurter Buchmesse. Neuseeländische Autoren sind bei uns bislang fast unbekannt. Gibt es einen Autor, den Sie empfehlen können?

Bettinger: Bei 4,5 Millionen Neuseeländern ist die Zahl der Kulturschaffenden begrenzt. Ich bin kein ausgewiesener Kenner der neuseeländischen Literatur. Was ich gerne und mit Gewinn gelesen habe, ist Keri Hulmei „Unter dem Tagmond“. Es gibt da wunderbare Sätze, zum Beispiel: „Was liebst du.“ – „Alles, was Mut macht. Allen Wein.“

• Martin Bettinger: Wo der Tag beginnt. Stories aus Neuseeland. Conte, 200 Seiten, 15,90 Euro.

AUF EINEN BLICK

Martin Bettinger liest am 17. Oktober um 19 Uhr in Neunkirchen (Bücher König, Bahnhofstr. 43), am 18. Oktober um 20 Uhr in St. Ingbert (Buchhandlung Friedrich, Rickertstr. 2), am 23. Oktober um 19 Uhr in Blieskastel (Gollenstein Buchhandlung, Kardinal-Wendel-Str. 56). *jkl*

Herta Müller hortet zuhause Wortschnipsel

Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller sammelt leidenschaftlich aus Zeitschriften ausgeschnittene Worte. „Ich habe davon Tausende in meinen Kisten und Schubladen“, sagte sie gestern auf der Buchmesse. Die Schnipsel dienten ihr nicht nur als Grundlage für ihre berühmten Collagen-Bücher – sondern sie könne sich auch stundenlang mit den Wortfetzen befassen. „Das beschäftigt mich manchmal den ganzen Tag. Ich kann nicht kochen – vielleicht ist das die Kompensation“, sagte die Autorin. In ihrem aktuellen Buch „Vater telefoniert mit den Fliegen“ verwendet Herta Müller diese aus Zeitschriften und Zeitungen ausgeschnittenen Worte, um aus ihnen Sätze zu bilden. *dpa*

Grossman und Sansal gründen „Schriftsteller für den Frieden“

Die beiden Autoren und Friedenspreisträger David Grossman und Boualem Sansal wollen eine „Vereinigung der Schriftsteller für den Frieden“ gründen. Auf der Frankfurter Buchmesse werden sie morgen über die Ziele der Organisation informieren, wie der Börsenverein des Deutschen Buchhandels gestern mitteilte. Der Algerier Sansal („Rue Darwin“) hatte den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2011 erhalten, der Israeli Grossman („Eine Frau flieht vor einer Nachricht“) ein Jahr zuvor. *dpa*

Brasilien plant als Messe-Gastland 2013 Auftritt ohne Klischees

Brasilien will sich als Ehrengast der Frankfurter Buchmesse 2013 als Land mit einer facettenreichen und dynamischen Literaturszene präsentieren. Das größte Land Lateinamerikas wolle an den herrschenden Klischees kratzen, sagte der Direktor der Kulturabteilung im brasilianischen Außenministerium, George Firmeza, gestern in Frankfurt. Brasilien sei mehr als ein Land des Wirtschaftswachstums. Viele Kulturen hätten ihre Spuren hinterlassen. Der Direktor der Buchmesse, Juergen Boos, sagte über Brasilien: „Es gibt eine neue Generation von jungen Schriftstellern, die nur darauf wartet, durchzustarten.“ Diese Autoren fänden in Europa bisher wenig Beachtung. *epd*

In der Abwärtsspirale eines gebrochenen Familienglücks

Dem neuseeländischen Autor Anthony McCarten ist mit „Ganz normale Helden“ eine spannende Fortsetzung seines Erfolgs-Romans „Superhero“ gelungen

Ein Vater-Sohn-Konflikt, das Internet als Suchtfaktor, eine zerstörte Familie: Auch Anthony McCartens neuer Roman „Ganz normale Helden“ hat genug dramatisches Potenzial. Und ist trotz allem voller Humor erzählt.

Von SZ-Mitarbeiterin Christine Hager

Nach dem Tod von Donald, dem Helden aus Anthony McCartens früherem Erfolgsroman „Superhero“ gerät das Leben der Familie Delpe aus den Fugen. Jeder der drei Trauernden geht seinen ganz eigenen Weg, mit dem Schmerz über den Verlust umzugehen. Jeff, Donalds älterer Bruder, schickt dem Toten weiterhin SMS auf das Handy, das er ihm vor der Beisetzung in den Sarg gelegt hat. Sein Vater Jim sucht das Heil in einem Umzug aufs Land in ein historisches Cottage und hofft, durch die räumliche Distanz auch emotional Abstand zu

gewinnen. Und Renata schließlich, Donnys Mutter, versinkt immer mehr in Depressionen und tröstet sich regelmäßig in einem dubiosen Chat mit einem virtuellen, sogenannten Gott, dem sie ihre vermeintlichen Sünden beichtet und hofft, damit den Schmerz über den Tod ihres Sohnes zu überwinden.

Drei Trauernde und drei ganz verschiedene Wege, die Wucht dieses existenziellen Gefühls zu bewältigen: McCarten zeigt mit viel Einfühlungsvermögen, subtilen Humor und Liebe zu seinen drei Hauptfiguren, wie unterschiedlich Menschen mit dem Verlust einer nahestehenden Person umzugehen vermögen.

Aber das ist nur ein Aspekt dieses furiosen Romans, der sich im Verlauf zum Krimi entwickelt. Denn Jeff, der ein ganzes Jahr lang versucht hat, der zunehmenden gegenseitigen Entfremdung seiner Eltern entgegenzuwirken, und hoffte, dass allein seine Ge-

genwart die Ehe retten könnte, hat einfach ab. Ohne Erklärung und ohne einen Hinweis auf einen möglichen Aufenthaltsort. Als Renata einen an Jeff adressierten Brief öffnet, in dem sich ein Scheck mit nicht unerheblichem Guthaben befindet, wissen seine Eltern, dass ihre letzte Hoffnung sich in Luft aufgelöst



Anthony McCarten. FOTO: DPA

hat; ihr Sohn wird sicherlich nicht zurückkommen, weil ihm das Geld ausgeht. Für sein finanzielles Auskommen ist gesorgt.

Die Reaktion der Eltern auf diese fatale Erkenntnis könnte unterschiedlicher kaum sein: Jim flüchtet sich in Aktionismus, er begibt sich auf die Suche nach seinem Sohn, nachdem er durch den Absender des Briefes einen Hinweis gefunden hat, wie Jeff sein Leben finanziert. Die Adresse seines Sohnes lautet von nun an www.lifeoflore.com, er verdient sich mit einem virtuellen Rollenspiel ein veritables Einkommen. Als Jim zufällig den Decknamen seines Sohnes herausbekommt, unter dem dieser im Internet agiert, hängt er sich an die virtuellen Fersen seines Sohnes und schafft es sogar, mit ihm zu kommunizieren.

So meisterhaft, wie es McCarten gelingt, die Abwärtsspirale des immer brüchiger werdenden Familienglücks der Delpes zu be-

schreiben, zeigt er auch den fatalen Strudel, in dem Jeff und Jim in ihrer virtuellen Parallelwelt gefangen und fast willenlos sind – jeder auf seine individuelle Art. Bei Jim geht die Besessenheit, sich in jeder freien Minute einzuloggen und die Spur seines Sohnes im Netz zu verfolgen, so weit, dass er seinen Job zu verlieren droht. Er macht wegen seiner permanenten geistigen Abwesenheit gravierende Fehler und wird von seinen Partnern in der Anwaltskanzlei gedrängt, eine Ausreise zu nehmen oder sich seine Anteile auszahlen zu lassen. Damit steht nicht nur seine Familie vor dem Zusammenbruch, sondern auch sein wirtschaftliche Lebensgrundlage.

McCarten zeigt die fatale Wirkung, die Onlinerollenspiele und der damit verbundene Identitätswechsel haben können, und wie schnell Abhängigkeiten entstehen – nicht nur vom Spiel an sich, sondern auch von denjenigen, die

im Virtuellen die Fäden ziehen und die Schwächen der Mitspieler nicht nur emotional, sondern auch finanziell auszunutzen. Aber McCarten wäre nicht McCarten, wenn er neben dem dezent erhobenen Zeigefinger nicht auch hinlänglich Raum finden würde für allerlei Situationskomik, Humor und Spaß – und nicht zuletzt für einen wunderbaren Schluss. Seelenvolle Romaniker nennen ihn Happyend, hartgesottene Realisten Showdown – aber egal, für welche Variante man sich entscheidet – „Ganz normale Helden“ hat das Zeug dazu, für beide Fraktionen zum Lieblingsbuch zu werden.

• Anthony McCarten: Ganz normale Helden. Diogenes, 454 Seiten, 22,90 Euro.